

Zu den Anfängen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde

Stephan Lehmann

Die folgenden Überlegungen betreffen eine Entwicklung in der deutschen Altertumskunde des späteren 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts und haben insbesondere die Differenzierung von klassischem und „vaterländischem“ Altertum zum Gegenstand.¹ Dass sich dieser Prozess gerade um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vollzog, war kein Zufall. War es doch die Zeit, in der sich die Altertumswissenschaften insgesamt aus dem direkten Einfluss königlicher, mindestens aber fürstlicher und adliger Mäzene lösten und zu akademischen Disziplinen der neuen, mehrheitlich von bürgerlichen Kräften und Konzepten bestimmten Universitäten wurden. Damit wird klar, dass es im Folgenden vor allem darum gehen wird, die Gründe zu bestimmen, die zur Abspaltung des „vaterländischen“ Altertums von den Klassischen Altertumswissenschaften führten: Wie wurden beide zunächst zu Disziplinen der bürgerlichen Bildung und warum gingen sie dann sehr bald, nämlich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts getrennte Wege?

Dazu kann zunächst festgehalten werden, dass die Spezialisierung des „Vaterländischen“ schon seit der Renaissance in der Altertumskunde angelegt ist, und zwar im Sinne der Aneignung der Antike im Rahmen der Staaten respektive Großregionen, wie sie im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit existierten. Ein neuer Impuls ging dann während der Aufklärung von dem vielfach begabten und universal gebildeten halleischen Philologen und Universitätsprofessor Friedrich August Wolf aus. Wolfs Vorlesungen, die ursprünglich nur für seine Hörer bestimmt waren, wurden nach der 1806 durch Napoleon I. verfügten Schließung der halleischen Universität im Jahre 1807 auf Anregung von Johann Wolfgang von Goethe in Berlin in Buchform vorgelegt, und zwar unter dem Titel *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft*.² Dieses Werk umfasst praktisch alle altertumswissenschaftlichen Disziplinen von der Klassischen Philologie über die Alte Geschichte, Epigraphik, Numismatik und Glyptik bis hin zur Archäologie, die man damals freilich noch als eine Philologie der Monumente verstand. Entgegen Wolfs eigentlichen Absichten markierte sein Werk einen wichtigen Schritt im Prozess der Konstituierung und Systematisierung der einzelnen Fächer der Altertumswissenschaften, wie wir sie heute kennen. Das bedeutete, dass die ursprünglich als Zweige der einen „Alterthums-

- 1 Für die Einladung, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg als Klassischer Archäologe zu reden, danke ich ebenso wie für manche Hinweise und fruchtbare Gespräche herzlich Ingo Wiwjorra und Dietrich Hakelberg. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der Tagung danke ich für die anregende Diskussion. Der Text des Vortrages wurde nur leicht verändert und mit Nachweisen versehen (Stand 2014). Der Beitrag versteht sich als eine Vorarbeit zu diesem herausfordernden und kontrovers diskutierten Thema.
- 2 Friedrich August Wolf: *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert*. Berlin 1807. Nachdruck mit einem Nachwort von Johannes Irmscher, Weinheim 1986. – Otto Kern: *Friedrich August Wolf*. In: *Mitteldeutsche Lebensbilder*. Bd. 1: *Lebensbilder des 19. Jahrhunderts*. Magdeburg 1926, S. 1–11. – Peter L. Schmidt: *Friedrich August Wolf und das Dilemma der Altertumswissenschaft*. In: *Innere und äußere Integration der Altertumswissenschaften. Konferenz zur 200. Wiederkehr der Gründung des Seminarium Philologicum Halense durch Friedrich August Wolf, Halle 15.–16. Oktober 1987*. Halle 1989, S. 64–78. – Gerrit Walther: *Friedrich August Wolf und die Hallenser Philologie – ein aufklärerisches Phänomen?* In: *Notker Hammerstein (Hrsg.): Universitäten und Aufklärung (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa 3)*. Göttingen 1995, S. 125–136. – Reinhard Markner, Giuseppe Veltri (Hrsg.): *Friedrich August Wolf: Studien, Dokumente, Bibliographie (Palingenesia 67)*. Stuttgart 1999.

Wissenschaft“ eng miteinander verbundenen Disziplinen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in selbstständige und sich spezialisierende universitäre Fächer aufspalteten, womit sich die programmatisch auch „Klassische Archäologie“ nennende Archäologie und zunächst antike Kunstgeschichte herausbildeten. Beide Fächer wurden, sobald sie an den Universitäten etabliert waren, anfänglich von der Klassischen Philologie dominiert. Das stellte zu Zeiten, als jeder Gebildete noch gründlich das Lateinische und zumeist auch das Griechische beherrschte, zunächst kein Problem dar. Zudem gab es oftmals – anders als man heute vermuten würde – keine klare institutionelle Abgrenzung zwischen den verschiedenen Zweigen der Altertumswissenschaften.

Der deutsche Adel und die Altertümer

Der frühneuzeitliche Adel interessierte sich im Allgemeinen für Altertümer, das heißt von den Antiquaren seit der Renaissance gesammelte und untersuchte Artefakte vergangener Zeiten. Bei der antiquarischen Altertumskunde handelte es sich nicht um eine ausdifferenzierte akademische Disziplin, sondern um ein weites Fachgebiet, dessen zeitliche, räumliche und sprachliche Grenzen vergleichsweise offen waren und das über ein reiches, aber wenig erschlossenes Material verfügte.³ Es versprach Überraschungen und Entdeckungen, erlaubte kühne geistige Kombinationen und bot überhaupt ein hohes Maß persönlicher Gestaltungsfreiheit. Attraktiv also scheint auch für deutsche Adlige an der Altertumskunde gerade deren Unfertigkeit – das Imperfekte – gewesen zu sein, ihr nicht festgelegter Charakter. Diese Eigenschaften nämlich erlauben es, die eigene adlige Qualität in unterschiedlichster Weise zu manifestieren.

Der Aristokrat, der sich mit Altertümern beschäftigte und sich damit auskannte – die römischen blieben für den elitären Diskurs unter Kennern entscheidend – ließ erkennen, dass er über gesellschaftliche Beziehungen und finanzielle Mittel verfügte, sich die Originale in den weit verstreuten adligen Sammlungen anzusehen sowie teure Stichwerke zu erwerben und sich im gelehrten Gespräch mit anderen Kennern auszutauschen. Über antike Kunst verständig mitzureden, zeichnete seine Kennerschaft aus und vermittelte die Zugehörigkeit zur elitären *res publica litteraria*. Für gebildete Adlige war es obligatorisch, über Münz- und Gemmenbildnisse römischer Kaiser zu allgemeinen Erörterungen über die Präsentation der Herrscher und über die damit verbundenen Motive vorzudringen. Wenn auf den Gütern englischer, französischer, dänischer und deutscher Adliger etwa Hünengräber oder keltische, gallo-römische, germanische oder slawische Überreste gefunden wurden, welche die vermeintlich „uralten“ Verbindungen des Familienbesitzes mit Heimat, Vaterland oder Volkszugehörigkeit durch archäologische Bodenfunde sichtbar machten, waren damit ein gehobener Status und gewachsenes Prestige verbunden. Hieraus erklärt sich die Unterscheidung solcher Legitimierungsstrategien etwa zwischen Adelsfamilien in Süd- und Westdeutschland und in Nord- und Ostdeutschland (einschließlich Schlesien und Ostpreußen). Die einen lagen innerhalb der Limesgrenze des Römischen Reiches und die anderen außerhalb dieser historischen Legitimierung durch eine römisch-deutsche Vergangenheit. Aber auch gewachsene Antikensammlungen, die teuer in Rom und anderswo erworben werden mussten, deuten auf adelige Tugenden hin, denn die Kunstwerke und Inschriften verwiesen auf die Verantwortung für das antik-christliche Erbe und darüber hinaus auf politische Herrschaftsansprüche. Dieses gelehrte Ambiente der antiken Objekte in der antiquarisch-gelehrten Welt weist auf eine weltläufige Souveränität und lässt das Selbstbild des Adels erkennen.⁴

3 Hierbei berufe ich mich insbesondere auf die Forschungsergebnisse von Gerrit Walther: Gerrit Walther: Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit. In: Historische Zeitschrift 266, 1998, S. 359–385. – Gerrit Walther: Schöne Freiheit. Motive adligen Interesses für „Antiquitäten“ in der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 209–228. – Siehe allgemein: Dietrich Boschung, Henner von Hesberg (Hrsg.): Antikensammlungen des europäischen Adels im 18. Jahrhundert als Ausdruck einer europäischen Identität (Monumenta Artis Romanae 27). Mainz 2000.

4 Gerrit Walther: Barocke Antike und barocke Politik. Ein Überblick. In: Ulrich Heinen u. a. (Hrsg.): Welche Antike? Konkurrierende Rezeptionen des Altertums im Barock (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 47). Wiesbaden 2011, S. 79–115.

Das deutsche Bildungsbürgertum und die Altertümer

Zunächst waren durchaus noch enge personelle Verbindungen und ein fachlich reger Austausch zwischen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde üblich. Beide Seiten waren sich nämlich ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Wurzeln bewusst. Mit der Zeit und auch bedingt durch die zunehmende Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumswissenschaft an den Universitäten und in den regionalen Altertums- und Geschichtsvereinen wurde dann das im 18. Jahrhundert noch völlig geläufige Wechselverhältnis von schönem (gleich klassischem) und „vaterländischem“, mithin auch als slawisch-germanisch und später deutsch aufgefasstem Altertum allmählich aufgelöst. Nun dominierte, zumindest im universitären Bereich, ein neues, ganz auf den Raum und die Zeit der Antike zentriertes Verständnis der schönen (gleich klassischen) Antike, die sich genau besehen in die beiden großen Bereiche der griechischen und der römischen Geschichte sowie Kultur und der damit eng verbundenen Wissensgebiete unterteilte, wobei die antiquarische Wissenschaftstradition immer noch wirkungsmächtig war.

Dabei bildete sich im Zuge der Ablehnung des Römerkultes und der Zentralisationsbestrebungen innerhalb des napoleonischen Frankreich und dann auch des Rheinbundes ein neuer Zugang zum antiken Griechentum heraus. Dieser eindeutig bürgerliche Standpunkt knüpfte an die Forschungen und Veröffentlichungen des Antiquars und Kunstschriftstellers Johann Joachim Winckelmann an und wuchs zu der Utopie eines privilegierten Verhältnisses der Deutschen zur vielgestaltigen Welt der Hellenen heran. Diese Gedanken sollten dann unter dem Eindruck des griechischen Freiheitskampfes in den 1820er Jahren aktuelle politische Bedeutung gewinnen. Eine geradezu gegenläufige und anti-, mindestens aber un-bürgerliche – und deshalb *à la longue* wirkungslose – Tendenz findet sich in der fortdauernden Pflege des gesamten, also auch des „vaterländischen“ Altertums an den deutschen Fürstenhöfen. Im bürgerlich-gelehrten Diskurs aber bildete sich, wie oben bereits angedeutet wurde, schnell ein freilich konstruierter Traditionsstrang heraus, der im Kern auf der ahistorischen Rezeption des durch Winckelmann propagierten Griechenideals beruhte. Dieses wurde politisch und insofern wiederum ahistorisch zur Grundlage eines nahezu kanonischen Griechen-Deutschen-Paradigmas, das maßgeblich zur Herausbildung eines heroisch-deutschen Nationalbewusstseins beitragen sollte, indem es bewusst von den slawisch-germanischen sowie den mittelalterlichen Aspekten der deutschen Geschichte, Kunst und Kultur absah.

Unter diesen gesellschaftlichen Umständen gerieten die Vorstellung und Erforschung eines „vaterländischen“ Altertums, das aufgrund seiner ursprünglichen Abhängigkeit von den Zuwendungen der deutschen Fürstenhäuser zudem in den verschiedenen Regionen des späteren Deutschen Kaiserreiches unterschiedlich konnotiert wurde, zunächst an den Rand des akademischen Diskurses. Gleichwohl blieb es gesellschaftlich wirkungsmächtig, indem gerade dieser Bereich der Altertumsforschung sich in Richtung der sich herausbildenden und sich seit dem beginnenden 19. Jahrhundert gründenden bürgerlichen Altertums- und Geschichtsvereine wie Regionalmuseen verschob, also in einen Bereich, für den sich die akademischen Zweige der Altertumswissenschaft nicht zuständig fühlten. Diese Entwicklungen betrafen auch die Erforschung des „vaterländischen“ Altertums, die aber weiter in einem engen Zusammenhang mit Disziplinen der Klassischen Altertumskunde stand.

Diese Entwicklung soll zunächst an den folgenden Beispielen näher erklärt werden:

1. Beispiel: „Vaterländische“ und „antike“ Scheingräber im Gartenreich Dessau-Wörlitz – Denkmale einer konstruierten Vergangenheit des späten 18. Jahrhunderts

Die in der Zeit vor 1800 zum allgemeinen Bildungsgut gehörende Wahrnehmung von Zeugnissen der ältesten heimischen oder „vaterländischen“ Geschichte wurzelt ebenso in der reichen, seit dem 16. Jahrhundert blühenden historiografischen Tradition wie auch in eigenständigen Erfindungen des 18. Jahrhunderts. Wenn im sogenannten Gartenreich von Dessau-Wörlitz im ausgehenden 18. Jahrhundert im Georgengarten „Altdeutsche Gräber“ inszeniert wurden, so wollten die Schöpfer hier die romantische Vorstellung von in der künstlich angelegten Wildnis eines altdeutschen Eichenwaldes liegenden Resten angeblicher deutscher Heldengräber und steinerner Sitze aus Findlingsblöcken hervorrufen, neben denen sich Relikte der ebenfalls untergegangenen antiken



Abb. 1 Im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde ein Eichenwald im Dessauer Georgengarten angelegt, in dem verstreute künstliche Hügel als „Altdeutsche Gräber“ inszeniert wurden. Im Hintergrund das klassizistische „Urnhaus“. (Foto: Georg Pöhlein)

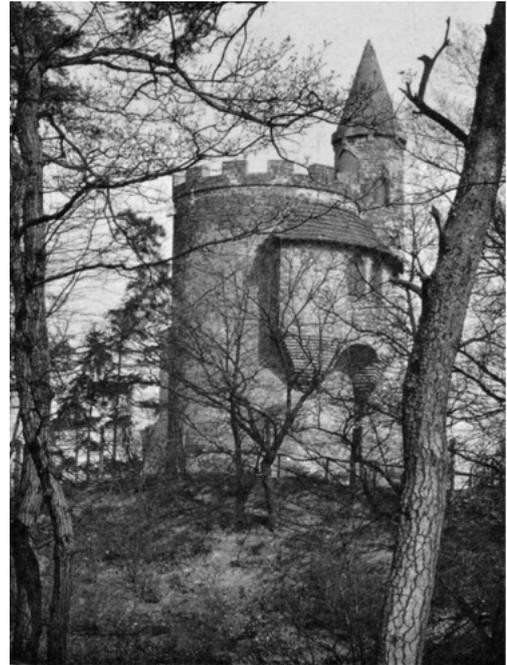


Abb. 2 Auf dem Wallwitzberg im Georgengarten fanden sich Reste einer slawischen Befestigung. Hier wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert eine künstliche „mittelalterliche“ Burg errichtet. Postkarte, 1930



Abb. 3 Die heute umgestaltete Wallwitzburg (Foto: Stephan Lehmann)

Kultur in Form von verfallenen Andachtsstätten erhalten zu haben schienen (Abb. 1).⁵ Unweit davon, auf einem Hügel namens Wallwitzberg, fanden sich tatsächliche Reste einer ursprünglich slawischen Befestigung. Hier wurde dann allerdings eine verfallene wirkende, scheinbar mittelalterliche Burg errichtet. Mit den Gräbern und der „Wallwitzburg“ sollten Anspielungen auf die heidnische und „vaterländische“ Vor- und Frühgeschichte als gedankvolle Gegenstücke zur reichen Rezeption antiker Bauten, Altäre, Gräber und Skulpturen hier im Georgengarten konstruiert werden (Abb. 2, 3). Ebenso wie im Dessauer Georgengarten finden sich im Wörlitzer Park Sinnbilder einer bedeutungsschwangeren „vaterländischen“ Vergangenheit, etwa das „Skalden Grab“ in der Nähe der Grotte unter der Luisenklippe, mit dem der ab 1758 regierende Leopold III. Friedrich Franz, Fürst und Herzog von Anhalt-Dessau, genannt Fürst Franz, die hohe Kultur der nordischen Dichter

5 Darauf aufmerksam macht: Peter Findeisen: Carl Peter Lepsius (1775–1853) und die Erkundung der vaterländischen Altertümer. In: Ingelore Hafemann (Hrsg.): Preußen in Ägypten – Ägypten in Preußen. Berlin 2010, S. 96–114, hier 97–98. – Dieser Aspekt ist bislang in den Forschungen zum Gartenreich nicht berücksichtigt worden; s. Hubertus Günther: Stilpluralismus in Wörlitz. Verwendung und Bedeutung der Stile. In: Erhard Hirsch (Hrsg.): Zwischen Wörlitz und Mosigkau (Schriftenreihe zur Geschichte der Stadt Dessau und Umgebung 53). Dessau 2002, S. 8–35.



Abb. 4 Im Wörlitzer Park wurde ein „Skalden Grab“ angelegt, mit dem Pseudograb wollte Fürst Franz an die hohe Kultur der nordischen Dichter erinnern. (Foto: Georg Pöhlein)



Abb. 5 Im sogenannten Schoch-Garten erhebt sich ein fiktiver heidnischer Grabhügel, in dem der Gärtner Schoch bestattet ist. (Foto: Georg Pöhlein)

ehren wollte (Abb. 4). Unweit von diesem Fantasiegrab, im sogenannten Schoch-Garten und in unmittelbarer Nähe vom Nymphäum, befindet sich ein fiktiver heidnischer Grabhügel, der durch vorgetäuschte Spuren einer Ausgrabung als halb geöffnet erscheint (Abb. 5). Dieses romantische Vanitas-Ambiente war allerdings nicht nur für ein Scheingrab bestimmt, sondern hier befindet sich tatsächlich auch das Grab des Hofgärtners Johann Leopold Ludwig Schoch d. Ä. Das Grab inmitten des von Schoch selbst angelegten Gartens unweit des Gotischen Hauses ist Denkmal, Grab und Gartenmotiv. Diese „vaterländischen“ Reminiszenzen sind deutliche visuelle Zeichen. Sie können als Wertschätzung und Integration in das historistische „Weltbild“ des Fürsten Franz und seiner künstlerischen Berater, des Architekten Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf und des Hofgärtners Schoch, gedeutet werden. Es ist bezeichnend, dass innerhalb des klassizistischen Gesamtkunstwerkes dieser Gesichtspunkt der „vaterländischen“ Vorzeit wissenschaftlich bislang



Abb. 6 Auf dem Drehberg, unweit des Wörlitzer Gartens, stehen noch Reste des 1775 errichteten Kenotaphs für Fürst Franz und seine Frau Luise. Hier fanden zwischen 1777 und 1799 Wettkämpfe der Untertanen nach dem Vorbild der antiken Olympischen Spiele statt. (Foto: Georg Pöhlein)

nicht im Zusammenhang mit den Monumenten thematisiert wurde, die dem klassischen Altertum verpflichtet sind.

Neben den Grabanlagen finden sich im Wörlitzer Gartenreich auch Bauwerke wie etwa ein Deichhaus in Gestalt eines römischen Wachturms vom germanischen Limes aus dem Jahr 1799 oder der frühen „deutschen“ Vergangenheit, wie das von 1773 bis 1813 errichtete Gotische Haus, dessen Stilbezeichnung bereits auf das germanische Altertum verweisen soll. Erst als die Erkenntnis Raum griff, dass für die Gotik die Goten nicht zuständig waren, wurde seit etwa 1820 von germanischer oder deutscher Bauart gesprochen.

Anders jedoch beim Drehberg, der unweit des Wörlitzer Gartens im Überschwemmungsgebiet liegt und ursprünglich als Fluchthöhe vor Hochwasser der nahen Elbe diente (Abb. 6). Im Jahr 1775 wurde auf diesem Hügel ein architektonisch bemerkenswertes Grabmonument für Leopold III. und seine Frau Luise erbaut. Zwischen 1777 und 1799 fanden dann am Fuße des Kenotaphs jeweils am 24. September, dem Geburtstag der Fürstin Luise, sportliche und musische Wettkämpfe der Untertanen statt, die vielleicht dem Vorbild der antiken Olympischen Spiele nachempfunden waren.⁶ Demnach sehen wir ein monarchisch-kleinvaterländisches und zugleich antikisch-heroisches Grabmonument oder genauer ein Kenotaph, das mit den vorhin erwähnten Gräbern der Vorzeit inhaltlich korrespondiert, aber an griechisch-antike Vorbilder anknüpft.

Der Drehberg mit seinen „Olympischen Spielen“ weist auf eine europäische Dimension der Antikenrezeption. Unter dem internationalen Einfluss antiquarischer Stichwerke und Corpora zu antiken Sitten und Gebräuchen, die in ganz Europa zirkulierten, wurden auch hier in den Gärten von Dessau und Wörlitz erfundene Traditionen und konstruierte Vergangenheiten künstlerisch präsentiert. Dabei handelte es sich um eine „vaterländische“ historische Fiktion, die suggerieren sollte, dass diese Spiele eigentlich „schon immer“ (im Sinne des Thukydides: κτήμα ἐς αἰεί, „Besitz für alle Zeit“) existierten und somit als ein Element der eigenen Geschichte integriert wurden. Dabei fällt insbesondere auf, dass die Grundlage für das am Kenotaph des Fürstenpaares stattfindende Drehbergfest zwar antike Quellen bildeten, es gleichwohl ein Fest für die regierende Dynastie war, insofern ein Ereignis, das die „vaterländische“ Perspektive wahrnehmen lässt. Das veranstaltende Fürstenpaar demonstrierte mit diesem Fest, dass es stets für die Bedürfnisse seiner Untertanen sorgte und sich genealogisch zurückführte auf „vaterländische“, also slawische und germanische sowie antike, also römische und griechische Wurzeln.

⁶ Erhard Hirsch: „Olympische Spiele“ am Drehberg in Anhalt-Dessau zur Goethezeit. In: Nikephoros. Zeitschrift für Sport und Kultur im Altertum 10, 1997, S. 265–288.

Die genannten künstlerisch gestalteten Sepulkraldenkmale und Scheingräber evozieren eine künstliche Vergangenheit im Gartenreich Dessau-Wörlitz und gehören zu den in den deutschen Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts so beliebten antikisierenden Ruinen und Grab- und Erinnerungsdenkmälern. Die in die Gärten der Landschaft Anhalt-Dessau programmatisch und weitflächig eingestreuten „vaterländischen“ und „antiken“ Erinnerungs- und Grabmale sind aus einem politisierten Altertumsverständnis zu erklären.⁷ Diese sepulkrale „Erinnerungslandschaft“ ist geprägt von dem fürstlichen Gestaltungs- und Aussagewillen, der hier eine historistische Denkmalandschaft zur Legitimation der Geschichte seiner Dynastie schaffen ließ.

2. Beispiel: Der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ von 1819

Der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ konstituierte sich am 3. Oktober 1819 auf der Burg Saaleck unweit von Bad Kösen auf Initiative des Naumberger Landrats, Juristen und leidenschaftlichen Heimatforschers Carl Peter Lepsius. Der Verein gehört somit zu den frühen Gründungen der in den folgenden Jahren wie Pilze aus dem Boden schießenden deutschen Altertums- und Geschichtsvereine. Der Thüringisch-Sächsische Verein ist ein exemplarisches Zeugnis einer zunächst außerhalb der Universitäten selbstbewusst auftretenden und bürgerlich geprägten Geschichtskultur.⁸ Vor diesem Hintergrund wirkte der lokal und regional orientierte Verein in paradigmatischer Weise. So rettete, bewahrte und nutzte er einheimische, also „vaterländische“ Altertümer und Denkmale und führte auch Ausgrabungen durch. Laut seinem Statut wollte man durch Erforschung und Erklärung der überkommenen Denkmale und Funde früherer Zeiten der „Beförderung der vaterländischen Geschichts- und Althertumskunde“ dienen.⁹ Deutlich wird hier ein wissenschaftlicher Anspruch, mit dem auf historischen, antiquarischen, bauhistorischen, epigrafischen und weiteren Forschungsfeldern gearbeitet werden sollte. Und tatsächlich war der Verein von Beginn an bemüht, seine enthusiastischen Aktivitäten und die gewonnenen Forschungsergebnisse einem breiten, interessierten Publikum bekannt zu machen. Zwischen 1822 und 1827 erschienen zunächst in Naumburg die *Mitteilungen aus dem Gebiet der historisch-antiquarischen Forschungen*, die dann ab 1834 in Halle als *Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen* veröffentlicht wurden und von 1911 bis zur Einstellung der Publikationsreihe im Jahr 1940 den Namen *Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst* trugen.¹⁰

Nach der Gründung auf Burg Saaleck hatte der Verein zunächst seinen Sitz in Naumburg, wechselte aber bereits im Jahre 1823 nach Halle an der Saale, hierbei bemüht um stärkeren Kontakt und Austausch mit der dortigen Universität. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und bis zu seiner Zwangsauflösung im Jahre 1945 (?) änderten sich sowohl der Name als auch die wissenschaftlichen Schwerpunkte des Vereins mehrfach. Zentrale Ziele blieben allerdings die Förderung der

- 7 Dieses Konzept wird nicht behandelt bei Anette Dorgerloh: Strategien des Überdauerns. Das Grab- und Erinnerungsmal im frühen deutschen Landschaftsgarten. Düsseldorf 2012, S. 205–250. – Siehe auch: Adrian von Buttlar: Das Grab im Garten. Zur naturreligiösen Deutung eines arkadischen Gartenmotivs. In: Heinke Wunderlich (Hrsg.): „Landschaft“ und Landschaften im achtzehnten Jahrhundert. Heidelberg 1995, S. 79–119. – Michael Niedermeier: Germanen in den Gärten. „Altdeutsche Heldengräber“, „gotische“ Denkmäler und die patriotische Gedächtniskultur. In: Jost Hermand, Michael Niedermeier: *Revolutio Germanica. Die Sehnsucht nach der alten Freiheit der Germanen 1750–1820*. Frankfurt a.M. 2002, S. 21–116.
- 8 Eingehende und umfassende Würdigung bei Findeisen 2010 (Anm. 5). – Siehe auch Rainer M. Lepsius: Lepsius und seine Familie. In: Elke Freier, Walter Friedrich Reineke (Hrsg.): *Karl Richard Lepsius (1810–1884). Akten der Tagung anlässlich seines 100. Todestages, 10.–12.7.1984 in Halle*. Berlin 1988, S. 29–52.
- 9 Dieter Kaufmann, Sylke Kaufmann: *Johann Wolfgang von Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 27)*. Langenweißbach 2001, S. 80–106.
- 10 Naumburg 1822–1827: *Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen*. Hrsg. vom Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des Vaterländischen Alterthums; Halle 1834–1910: *Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen*. Hrsg. im Namen des mit der Königlichen Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale; Halle 1911–1940: *Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst*. Hrsg. im Namen des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins.

Denkmalpflege, Erschließung historischer Quellen zur ältesten heimischen Geschichte und archäologische Feldforschungen. Im Lauf der Zeit wuchsen die umfangreichen Sammlungen des Vereins und bildeten schließlich die Grundlage für das im Jahre 1882 gegründete Provinzialmuseum der preußischen Provinz Sachsen.¹¹

Der Verein ist ein Beispiel für die Veränderungen im historischen Bewusstsein der durch den Kampf gegen die napoleonische Besetzung in den Kriegsjahren von 1806 bis 1813 mobilisierten geistigen Eliten in der deutschen „Kleinstaaterei“. Durch die Nähe zum Weimarer Hof, insbesondere auch zu Johann Wolfgang von Goethe, eröffnet sich hier ein tiefer Einblick in die Entstehung einer bürgerlichen und aktiv tätigen Erinnerungskultur, die zunächst freilich Domäne des an diesen Fragen besonders interessierten Adels blieb. Hierbei stach das Interesse der großherzoglichen Familie von Sachsen-Weimar-Eisenach und ihr höfisches, gelehrtes Umfeld heraus, die ebenso Ehrenmitglieder des Vereins wurden, sowie Mitglieder anderer führender Adelshäuser und hochangesehene Dichter, Politiker, Künstler und Gelehrte wie etwa Goethe, Wilhelm von Humboldt, Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Friedrich Schinkel und viele andere mehr.¹² Diese Namen taten ein Übriges für das Renommee und die wissenschaftliche Bedeutung des Vereins für die Herausbildung und Erforschung des „vaterländischen“ Altertums.

3. Beispiel: Die Berliner „slawisch-germanische Sammlung“ im Schloss Monbijou und Neuen Museum und ihre exemplarische Bedeutung für die Herausbildung des „vaterländischen“ Altertums

In ihrer kunsthistorischen Dissertation konnte Eva Heinecke nach Auswertung der Quellen nachweisen, dass der preußische König Friedrich Wilhelm IV. maßgeblichen Einfluss auf Konzept und Gestaltung des zwischen 1841 und 1860 auf der Museumsinsel in Berlin errichteten Neuen Museums genommen hat. Weiter hat sie in Auswertung der Archivalien die Entstehung der „Vaterländischen Sammlung“ in Schloss Monbijou und die der „Nordischen Abteilung“ im Neuen Museum nachgezeichnet.¹³ Bedeutsam ist in unserem Zusammenhang, dass sich Sammlungsgeschichte und Geschichtskonzept sowie die künstlerische Ausgestaltung der hier neu eingerichteten „Nordischen Abteilung“ rekonstruieren lassen. Das Museum ist hervorgegangen aus der „Sammlung Slawo-Germanischer Altertümer und Merkwürdigkeiten“, die zunächst ihren Standort im Schloss Monbijou hatte und meist als „Museum der vaterländischen Altertümer“ bezeichnet wurde. Der preußische Offizier und archäologische Dilettant Leopold Karl Wilhelm August Freiherr von Ledebur hat in den Jahren zwischen 1829 und 1838 hier im Schloss Monbijou ein Ausstellungskonzept entwickelt, auf dessen Grundlage die zuvor geordneten Objekte aufgestellt wurden. Bereits im Jahre 1829 war Ledebur zum Vorsteher der Sammlung der slawo-germanischen Altertümer ernannt worden. Die „Sammlung Slawo-Germanischer Altertümer und Merkwürdigkeiten“ wurde im Lauf der Jahre mehrfach umbenannt, obgleich sie im Text der Statuten der Museen 1835, 1854 und 1868 kontinuierlich als „Slawo-Germanische Sammlung“ bezeichnet wird. Im Schloss Monbijou hieß sie zumeist „Museum der Vaterländischen Altertümer“, ging aber dann 1850/52 im Neuen Museum in die „Nordische Abteilung“ ein. Die künstlerische Ausgestaltung des „Saals der Nordischen Altertümer“ zeigte dann in den Wandbildern zur germanischen Mythologie, zur Periodisierung der slawo-germanischen Altertümer und zu ausgewählten vorgeschichtlichen Denkmälern – etwa von der Insel Rügen – künstlerische Interpretationen und Rekonstruktionen, die Rückschlüsse auf die Vorstellungen von der Vor- und Frühgeschichte der verantwortlichen Museumswissenschaftler zulassen.

11 Das „Museum Vaterländischer Alterthümer“ in Kiel wurde bereits im Jahr 1835 von der Königlich Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer gegründet. Im Jahr 1873 ging es in die Trägerschaft der Kieler Christian-Albrecht-Universität über und wurde dann archäologisches Landesmuseum der preußischen Provinz Schleswig-Holstein; s. Gustav Schwantes (Hrsg.): Festschrift zur Hundertjahrfeier des Museums Vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. Neumünster 1936.

12 Kaufmann/Kaufmann 2001 (Anm. 9), S. 106–117.

13 Eva Heinecke: König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die Errichtung des Neuen Museums 1841–60 in Berlin. Baugeschichte – Verantwortliche – Nordische und Ägyptische Abteilung – Geschichtskonzept. Halle a.d.S. 2011, S. 87–94, 229–291. Hier auch alle weiteren Nachweise für die folgenden Bemerkungen.

Zusammengenommen haben wir hier durch die archivalische Überlieferung, Denkschriften sowie Stellungnahmen, die Darstellungen in den wissenschaftlichen Katalogen und Publikationen zu einzelnen Objekten und den verschiedenen Sammlungen und ihrer Aufstellungskontexte eine einzigartige Fülle an Informationen zum damaligen wissenschaftlichen Kenntnis- und Forschungsstand. Die deutsche Forschungsgeschichte zur „vaterländischen“ Altertumskunde im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts muss von diesem Befund ausgehen. Die interpretatorisch hinzukommende künstlerische Ausgestaltung des Museums, die damals herrschende wissenschaftliche Vorstellungen in historisierende Bilder der slawo-germanischen Vor- und Frühgeschichte umzusetzen versucht, illustriert die damaligen Anschauungen der beratenden Wissenschaftler und Auftraggeber in einzigartiger Weise. Es wird auch klar, dass die forschungsgeschichtliche Einengung auf ein nationalistisch aufgeladenes „vaterländisches“ Altertum, das inhaltlich auf die Germanen der Vorzeit als Vorläufer der Deutschen begrenzt wird, falsch ist. Zu dieser Zeit waren slawische und germanische Bodenfunde wissenschaftlich gleichgestellt!

Die Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumskunde am Beispiel der Archäologie

Die Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumskunde vollzog sich innerhalb der ersten vier Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Der Vorlauf dazu war die mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert beginnende Herausbildung und sofortige Kanonisierung der allein auf den antiken Mittelmeerraum bezogenen Altertumskunde.¹⁴ Diese Entwicklung wurde durch das Wirken des halleischen Professors Wolf sowie durch Wilhelm von Humboldt in den zeitgenössischen intellektuellen Diskurs eingebracht. Humboldts im Jahr 1793 entstandener Aufsatz *Über das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondere* wurde angeregt durch das vermeintliche Phänomen, dass die Griechen trotz Naturverbundenheit und Einfachheit eine Jahrhunderte überdauernde Kultur geschaffen haben. Diese programmatische Schrift zirkulierte im Freundeskreis, ist aber erst postum erschienen.¹⁵ Dabei wurde das im 18. Jahrhundert geläufige Wechselverhältnis von schöner (gleich klassischer) und „vaterländischer“, mithin also auch deutscher Antike, allmählich aufgelöst. Besieht man sich diese Wurzeln genauer, so wird ein gemeinsames Drittes, nämlich die antiquarische Erforschung der jeweiligen „vaterländischen“ Vergangenheit bewusst, die bisher durch die übermächtige Person Winckelmanns und sein Verdikt gegenüber den Antiquaren an die Seite gedrückt worden war.

Mit der Frage nach der wissenschaftlichen Etablierung der Archäologie als Universitätsfach geht immer die Frage nach der Bedeutung der Positionen Winckelmanns, der zu den Begründern der wissenschaftlichen Archäologie und Kunstgeschichte gerechnet wird, einher. Sein angeblich großes Verdienst ist es, die griechische Antike von der scheinbaren antiquarischen Buchgelehrsamkeit befreit und hin zu einer sinnlichen Rezeption der antiken Kunst geführt zu haben. Zweifellos wurden um 1800 wichtige Anstöße von Winckelmann übernommen, insbesondere die erwähnte kunstgeschichtliche Periodisierung, deren Probleme dann lange im Mittelpunkt der archäologischen Erforschung der antiken Kunst stehen sollten.

Aber die Sicht auf die von Winckelmann als trocken und blutleer verunglimpften Antiquare ist so nicht haltbar. Bereits seit den 1980er Jahren gibt es eine internationale Forschungsrichtung, die von der Voraussetzung ausgeht, dass die archäologische Fachgeschichte nicht im 19. Jahrhundert einsetzt, sondern Altertumswissenschaften und Archäologie sich bereits im 15./16. Jahrhundert im Umkreis des Adels etablierten. Die Antiquare haben dann gerade im 17. und 18. Jahrhundert durch die Vorlage von großen thematischen Text- und Stichsammlungen zur klassischen Antike nicht nur die Kenntnisse stark vermehrt, sondern auch auf ihre Gegenwart eingewirkt. Auch die Archäologie am Beginn des 19. Jahrhunderts muss in dieser antiquarischen Tradition gesehen wer-

14 Dietrich Boschung: Montfaucon, Spence, Winckelmann: Drei Versuche des 18. Jahrhunderts, die Antike zu bewältigen. In: Thomas Fischer (Hrsg.): Bilder von der Vergangenheit. Zur Geschichte der archäologischen Fächer. Wiesbaden 2005, S. 105–144.

15 Erstdruck in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm von Humboldt. Leipzig 1896.

den. Als Wissenschaft konstituierte sich die Archäologie somit auch gegen Winckelmanns Positionen. Es ist daher bezeichnend, dass die „Archäologien der Kunst“ nicht von bekennenden Anhängern der Anschauungen Winckelmanns verfasst wurde – sondern weitgehend auf den langjährigen Bestrebungen zur Systematisierung durch die Antiquare fußt. Andererseits wird Archäologie nach den Definitionen von Wolf und August Boeckh immer auch als Teil der Klassischen Altertumswissenschaften wahrgenommen; Eduard Gerhard wurde erst 1844 ordentlicher Professor für Archäologie an der Berliner Universität.

Die Archäologie der Antiquare wurde um 1800 also weder komplett abgelehnt noch verworfen, nur weil man jetzt versuchte, eine Geschichte der antiken Kunst nachzuzeichnen. Dies erfolgte vor allem über die antiken Nachrichten, Winckelmanns Ansatz einer Kunstgeschichte aus eigener Anschauung (Autopsie) wurde tatsächlich noch nicht zur Kenntnis genommen. Die Betrachtung der Skulpturen spielte also noch keine bestimmende Rolle gegenüber der schriftlichen Überlieferung, aber es wurde mit Winckelmann argumentiert und sein Kunstgeschichtsmodell übernommen und vorausgesetzt. Diejenigen, die dann die „Archäologie der Kunst“ schrieben, wobei Archäologie im Sprachgebrauch einengend soviel wie antiquarische Wissenschaft der griechischen Welt bedeutete, mussten sich davon absetzen, und deswegen hießen die Bücher jetzt etwa *Archäologie der (antiken) Kunst*. Da gab es Forscher wie Karl Otfried Müller und Eduard Gerhard, die einem altertumskundlichen Ideal à la Wolf und Boeckh angingen und die Archäologie wie bereits auch Wolf und Ernst Curtius als ein Gebiet ihrer Vorlesungen betrieben hatten – neben den philologischen, historischen und anderen altertumskundlichen Gebieten. Diese Vorstellungen von Archäologie verbanden sich bis etwa in die Zeit um 1860/70 mit der gesamt-kulturellen „Deutsch-Hellenen-Symbiose“. Erst danach verselbstständigte sich die Archäologie und auch eine stärker kunstgeschichtlich orientierte Auffassung von Archäologie kam auf und wurde zukünftig wirkungsmächtig. Die Folge der voranschreitenden Fachautonomie ist als ein methodischer Fortschritt der Entwicklung der Disziplin zu verstehen. Dies hängt mit dem Verständnis der Klassischen Altertumswissenschaften zusammen und mit dem deutschen Bildungsbewusstsein, aber nicht mit dem Verständnis von Archäologie. Ein entscheidendes Gegenargument ist hier, dass Müller mit seiner *Archäologie der Kunst* nur einen Zug innerhalb seines altertumswissenschaftlichen Œuvres beschreibt, was auch für Curtius gilt.¹⁶ In Deutschland hat sich die Archäologie somit früher als anderswo zu einer (Universitäts-) Wissenschaft entwickelt und war auch keineswegs nur auf ästhetische Phänomene der antiken Welt orientiert.¹⁷

Zwei Beispiele seien genannt: Aloys Hirt wurde 1810 an der neugegründeten Berliner Universität ordentlicher Professor für Kunstgeschichte und Archäologie.¹⁸ Anhand von Hirt, einem ausgewiesenen Kunstarchäologen, lässt sich zeigen, wie weit die wissenschaftliche Spanne tatsächlich reichen konnte. Zwei Abhandlungen, die 1798 und 1801 erschienen, setzen sich mit Ascheurnen auseinander, die in Gräbern in Schlesien und in der Hasenheide, damals bei Berlin, gefunden worden sind.¹⁹ Zunächst würde man bei Hirt ein derartiges Thema der heimatlichen Vor- und Frühgeschichte nicht vermuten. Erstaunlicher sind jedoch die Fragen, die er an dieses Material stellt: Wie sahen die Gräber aus, wo lagen sie, gab es Funde und waren unter diesen etwa datierbare Münzen? Befanden sich im Kontext der Gräber Steindenkmäler, bestanden Beziehungen zu den sogenannten Hünengräbern und zu Stonehenge? Lassen die Befunde Schlüsse auf die Volkszugehörigkeit der Bestatteten zu? Dies sind Fragen, wie sie auch heute kaum „archäologischer“ sein könnten. Mehr noch: Hirt hat

16 Sepp-Gustav Gröschel, Henning Wrede (Hrsg.): Ernst Curtius' Vorlesung „Griechische Kunstgeschichte“. Berlin 2010. Darin mit verschiedenen wissenschaftshistorischen Kommentaren zu Christian Gottlob Heyne, Karl Otfried Müller und Ernst Curtius.

17 Siehe aber auch: Gerrit Walther: Radikale Rezeption. Niebuhrs „Römische Geschichte“ als Vorbild und Herausforderung für K. O. Müllers historisches Denken. In: William M. Calder III., Renate Schlesier (Hrsg.): Zwischen Rationalismus und Romantik: Karl Otfried Müller und die antike Kultur. Hildesheim 1998, S. 423–439.

18 Siehe hierzu die Aufsatzsammlung zu unterschiedlichen Aspekten des Wirkens Hirts: Claudia Sedlarz (Hrsg.): Aloys Hirt – Archäologe, Historiker, Kunstkenner (Berliner Klassik 1). Hannover 2004.

19 Aloys Hirt: Über eine bei Breslau gefundene Antike. In: Jahrbücher der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten 1, 1798, S. 149–154. – Aloys Hirt: Ueber die Denkmäler der Nordischen Völker. In: Sammlung der deutschen Abhandlungen welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden in den Jahren 1798–1800. Berlin 1803, S. 175–208. – Adolf H. Borbein: Aloys Hirt, der Archäologe. In: Sedlarz 2004 (Anm. 18), S. 173–189, bes. 181.

die in den Gräbern bei Berlin gefundenen Reste von Geweben oder Pflanzen durch einen Botaniker untersuchen lassen, um sie zu identifizieren. Die Knochenreste ließ er analysieren, um Geschlecht und Alter der Bestatteten zu bestimmen. Ganz klar ist, dass an der Berliner Universität die Archäologie als Kunstwissenschaft in der Tradition der Kunstakademie entstanden ist, was aber keineswegs bedeutete, nicht auch in andere, historisch konkretere Richtungen und außerhalb der antiken Regionen zu forschen.

Mit dem Namen Ludwig Ross, der im Jahr 1843 als erster ordentlicher Professor der Archäologie an die preußische Landesuniversität Halle berufen wurde, sind historisch motivierte Grabungen verbunden. Ross, ein holsteinischer Patriot, der sich für die Unabhängigkeit des Herzogtums vom dänischen König einsetzte und der lange Jahre als Archäologe und Universitätsprofessor in Griechenland und Athen wirkte, hat größte Verdienste um die Entwicklung der Klassischen Archäologie: So führte er die ersten systematischen Ausgrabungen auf der Akropolis von 1835 bis 1837 unter einer historischen Fragestellung durch.²⁰ Diese erscheinen von einer klassizistischen Idealisierung der griechischen Klassik geradezu losgelöst. Nüchtern verfolgte Ross seine historisch orientierten Forschungen und interessierte sich auch bei seinen landeskundlichen Arbeiten vorrangig für historischen Erkenntnisgewinn. Exemplarisch sei die von ihm initiierte Grabung auf dem Koroiboshügel am Alphaios oberhalb von Olympia genannt. Hierbei interessierte ihn die historische Frage nach der Historizität des ersten Olympiasiegers im Stadionlauf, der im Jahr 776 v. Chr. gesiegt haben soll. Es ging ihm um die archäologische Prüfung des ersten in den Quellen konkret überlieferten Datums der griechischen, ja der abendländischen Geschichte. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der von 1840 bis 1861 herrschte, unterstützte finanziell die Ausgrabung, die im Winter 1844/45 stattfand. Hier liegt der Beginn der später so ertragreichen Ausgrabungen im Zeusheiligtum von Olympia durch das Deutsche Reich.²¹

Ausblick: Konkurrierende Vorstellungen von „Altertümern“ und „Archäologien“

Anstelle eines Fazits soll in Form von Thesen auf drei dringende Desiderata der Wissenschaft zum Gegenstand hingewiesen werden, die zu weiteren Forschungen und Diskussionen herausfordern:

1. Altertumswissenschaften versus Klassische Altertumswissenschaften?

Zur Klärung dieser Frage müssen die sich im 18. Jahrhundert und vor allem 19. Jahrhundert tatsächlich differenzierenden Altertumswissenschaften in ihren Eigenheiten und mit definitorischer Schärfe charakterisiert werden! Dass es sich hierbei um ein aktuelles Problem handelt, zeigt die 2012 von Peter Kuhlmann und Helmuth Schneider verfasste *Einleitung der Geschichte der Altertumswissenschaften* im Supplementband Sechs des *Neuen Pauly*.²² Dabei besteht nach Meinung der Autoren das moderne Benennungs- und Verständnisproblem des Terminus „Altertumswissenschaften“ lediglich darin, dass dieser im engeren Sinne die Klassische Philologie, Alte Geschichte und Klassische Archäologie umfasst, im weiteren Sinne aber auch die Ägyptologie und Altorientalistik einbezieht. In diesem Zusammenhang verweisen die Autoren dann auf die heute nicht mehr realisierbare Einheit der von ihnen offensichtlich humanistisch aufgefassten Klassischen Altertumswissenschaften und

20 Ina E. Minner: Ewig ein Fremder im fremden Lande. Ludwig Ross (1806–1859) und Griechenland (Peles 36). Mannheim 2006, S. 163–204.

21 Stephan Lehmann: Olympia, das Grab des Koroibos und die Altertumswissenschaften in Halle. In: Olympisch bewegt. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Manfred Lämmer. Bearb. von Ellen Bertke. Köln 2003, S. 163–175.

22 Peter Kuhlmann, Helmuth Schneider (Hrsg.): Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon (Der Neue Pauly, Supplemente 6). Stuttgart 2012, S. XV–XLVI; bes. S. XXXVI mit dem Zitat: „Aufgrund der hohen sprachlichen Anforderungen in der Ägyptologie und in der Altorientalistik ist es zu einer wiss. Arbeitsteilung gekommen, die kaum noch rückgängig gemacht werden kann. Das Konzept der einer die klassische Antike, Altägypten und den Alten Orient umfassenden Altertumswissenschaft ist heute nur noch interdisziplinär zu bewältigen [...]“

verzichten in diesem Sinne dann auf die Behandlung der verschiedenen anderen „Altertümer“.²³ Dieser Ansatz führt offensichtlich in die Irre, weil nicht nur über griechische, römische, slawische und germanische, sondern auch über prähistorische, ägyptische, jüdische, orientalische, asiatische etc. Altertümer wissenschaftlich diskutiert wird. Hinzu kommen die Philologien, die sich mit der Erforschung „toter“ Sprachen und auch mit der Entzifferung vergangener Schriften wie der Hieroglyphen oder der Keilschrift befassen. Die Benennung all dieser Altertumswissenschaften ist insofern bedeutsam, weil allein ihre Anzahl und ihre inhaltliche Vielfalt zweierlei illustriert: Zum einen die Gründe für die Entstehung des von Wolf in Halle angelegten Verständnisses der „Klassischen Altertumswissenschaften“ wie sie sich schon bei Christian Gottlob Heyne findet, und zum anderen die bald darauf einsetzende Auflösung dieses Begriffes samt der Herausbildung mehrerer eigenständiger Altertumswissenschaften.²⁴ Dazu gehörten sowohl jene Altertumswissenschaften, die aus archäologischen und philologischen Gründen nur an den Universitäten, Museen und Akademien gepflegt werden konnten und sich bald zu verschiedenen Fächern mit unterschiedlichen Anforderungen herausbildeten, als auch jene Zweige wie die „vaterländische“ Altertumskunde, die auf Grund ihres antiquarischen und publikumswirksamen Gepräges weiterhin an den Fürstenhäusern und bei den bürgerlichen Eliten, bald aber auch vom breiten bürgerlichen Publikum gepflegt wurden.

In diesem Zusammenhang muss daran erinnert werden, dass die noch nicht systematisierte Altertumskunde für die frühneuzeitlichen Herrschaftseliten ein zunächst noch unerforschtes Terrain dargestellt hatte, in dem man allerdings durch Ausgrabungen zu überraschenden Entdeckungen und Funden gelangen konnte. Damit gehörte neben dem Sammeln antiker Werke auch die Erfassung und Präsentation von Kuriositäten aus dem eigenen Herrschaftsgebiet zum Selbstverständnis dieser Eliten. Dabei dienten die „vaterländischen“ Artefakte durchaus als legitimierende Statussymbole.

Für die wissenschaftliche Interpretation und korrekte Rezeption der nördlich der Alpen ausgegrabenen „Altertümer“ stützten sich die Antiquare und gelehrten Adligen der frühen Neuzeit freilich auf die antiken Schriftquellen, vor allem auf die römischen Autoren und hier besonders auf Tacitus. Daneben traten die Erkenntnisse, die man aus lokalen römischen Inschriften gewinnen konnte.²⁵ Diese hermeneutisch überaus interessante, doch erkenntnishemmende Konzentration auf die lokalen Funde kann als das entscheidende Merkmal der Arbeitsweise der frühneuzeitlichen bildungsaffinen Eliten betrachtet werden.

Der Zusammenhang mit dem eigentlichen antiken Kulturraum blieb insofern gewahrt, als in den nördlich der Alpen entstandenen Kunstkammern und Sammlungen ebenso wie in den italienischen Studioli verschiedenste prähistorische, antike und mittelalterliche Funde, Münzsammlungen, Bücher, Kunstwerke und Kuriositäten und mehr zusammengeführt wurden. Dabei galten mit den antiken Autoren kombinierbare Bodenfunde, Münzen und Inschriften als wichtige historische Zeugnisse. Denn so konnten der Adel und die Gelehrten der früher westlich oder südlich des Limes gelegenen und also „römischen“ Gebiete eine direkte Verbindung zwischen der Römerzeit und der jeweils gegenwärtigen Epoche herstellen. Dazu bedurfte es allerdings qualifizierter Kenntnisse über die Herkunft und den Charakter der einheimischen Funde. Diese Kenntnisse wurden im kosmopo-

- 23 Eine im Wintersemester 1987/88 an der Universität in Göttingen gehaltene Ringvorlesung nennt sich wie selbstverständlich „Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen“. Hier wird das zweihundertfünfzigste Jubiläum (1734–1987) der Anfänge der klassischen Studien begangen, ohne den Begriff des Altertums zu thematisieren; s. Carl Joachim Classen: Die Klassischen Altertumswissenschaften an der Georgia Augusta 1734–1987. In: Carl Joachim Classen (Hrsg.): Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte (Göttinger Universitätsschriften 14). Göttingen 1989, S. 234–239. – Hans-Joachim Gehrke: Zwischen Altertumskunde und Geschichte. Zur Standortbestimmung der Alten Geschichte am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Ernst-Richard Schwinge (Hrsg.): Die Wissenschaften vom Altertum am Ende des 2. Jahrtausends n. Chr. Stuttgart, Leipzig 1995, S. 160–196, bes. S. 160 mit dem Zitat „die Alte Geschichte ist ein Fach zwischen zwei Stühlen. Auf der einen Seite ist sie ein fester Bestandteil im Fächerkanon der Klassischen Altertumswissenschaften, [...]“.
- 24 Martin Vöhler: Christian Gottlob Heyne und das Studium des Altertums in Deutschland. In: Glenn W. Most (Hrsg.): Disciplining classics – Altertumswissenschaft als Beruf (Aporemata 6). Göttingen 2002, S. 39–54. – Daniel Graepler, Joachim Migl (Hrsg.): Das Studium des schönen Altertums. Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der klassischen Archäologie. Göttingen 2007.
- 25 Heinrich Beck, Dieter Geuenich, Heiko Steuer (Hrsg.): Altertumskunde – Altertumswissenschaft – Kulturwissenschaft. Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 77). Berlin 2012.

litischen Austausch vor allem mit den italienischen Gelehrten gewonnen, aber auch auf Universitäten und an Akademien erworben. Infolgedessen entstanden den Adel wie die bürgerlichen Eliten umfassende „humanistische“ Bildungssubstrate sowie gelehrte Kommunikationsnetze. Demzufolge war es innerhalb der Oberschicht gängiges Wissen der Gebildeten, dass mit Herodot und Thukydides bereits in der Antike die Grundlagen einer historischen Methode gelegt worden waren, was eine analytische Erforschung der Vergangenheit auf der Basis der schriftlichen Überlieferung sowie der neugefundenen Artefakte ermöglichte. Dabei gab es zwar noch keine institutionelle Trennung in Spezialdisziplinen, doch die Unterscheidung zwischen Historikern und Antiquaren findet sich bereits in der frühen Neuzeit.²⁶ In dieser Epoche bildete freilich noch der Gedanke der *translatio imperii* den Hintergrund der politisch-genealogischen Anbindung an die römisch-kaiserliche Vergangenheit, weshalb sich auch das Kunstschaffen an der antik-römischen Kunst und Kultur orientierte.

Der politisch-legitimistische, wissenschaftliche und künstlerische Zugang zum Altertum veränderte sich freilich in der Zeit der Aufklärung grundlegend mit der breiten Hinwendung zu Winckelmanns Hauptthese von der Vorbildlichkeit der antiken griechischen Kunst. Zudem kam es später, im beginnenden 19. Jahrhundert, in Europa und damit auch in Deutschland zu einer Entwicklung, in deren Verlauf die Altertumswissenschaften einem zügigen Prozess der Historisierung und Differenzierung unterworfen wurden. Dabei kam es gleichsam zu einer Vervielfachung der Wissenschaften von den Altertümern, die Wolf noch kurz zuvor konzeptionell zu einer konzisen Gesamtheit, nämlich der der Klassischen Altertumswissenschaften zusammengefügt hatte.

2. Klassische Altertumswissenschaften versus „Archäologien“?

Das klassische Altertum und seine Kontaktzonen sind durch Raum und Zeit historisch erfasst. Ihre wirkungsmächtigen Traditionen, Rezeptionen, Renaissancen, Klassizismen und Ähnliches leben weiter als kulturelles Erbe Europas sowie aller durch die europäische Kultur beeinflussten Regionen der Erde. Die Erforschung der antiken Vergangenheit etablierte sich bekanntermaßen zunächst in Italien mit Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio. Im 15. Jahrhundert schließlich begann eine Reihe von Gelehrten, wie Cyriacus von Ancona und Enea Silvio Piccolomini sich intensiv mit Texten wie auch Monumenten der Vergangenheit zu beschäftigen und dabei – das war das Neue – die eigene Anschauung der archäologischen und sonstigen materiellen Überreste der Antike gegenüber der schriftlichen Überlieferung zu favorisieren. Im Rom des 16. Jahrhunderts fingen Männer wie Flavio Biondo oder Pirro Ligorio an, getrieben von Wissendurst und Sammelfieber, die antiken Überreste zu studieren beziehungsweise zu sammeln und aufzunehmen. Dabei rückte das archäologische Objekt anstelle der antiken Textüberlieferung noch stärker ins Zentrum des Interesses. Auch wenn diese Funde – oft auf der Suche nach einer „nationalen“ Vergangenheit – in vielen Fällen fehlgedeutet wurden, zeigen sich hier interessante und geradezu moderne methodische Ansätze. Denn die archäologischen Aufnahmen und Rekonstruktionen, ihre systematische Erfassung und anschließende Publikation offenbaren bereits ein Konzept der Geschichtlichkeit der antiken Monumente.²⁷ In einem brillanten Essay hat Henning Wrede die Entstehung der Klassischen Archäologie und das damit untrennbare Einsetzen der neuzeitlichen Geschichtsbetrachtung untersucht.²⁸ Demnach wurden das Datieren, Klassifizieren und die Kontextualisierung gerade in dieser Zeit drängende Fragen. Diese griff dann Winckelmann auf, in dessen Schriften der entscheidende Wandel vom Antiquar zum Archäologen nachvollziehbar ist und der die wissenschaftliche Basis für die antike Kunstgeschichte legte.

Die „Erfindung der Archäologie“ ist untrennbar mit der Problematik chronologischer Fragen verbunden. Von dieser Diskussion ausgehend vollzog sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Akzeptanz eines hohen Alters des Auftretens der Menschen, was dem neuen akademischen Fach Klassische Archäologie dann die Möglichkeit bot, sich methodisch von der Philologie zu emanzipieren. Dabei

26 Hierzu die exemplarische Studie: Martin Ott: Die Entdeckung des Altertums. Der Umgang mit der römischen Vergangenheit Süddeutschlands im 16. Jahrhundert (Münchener Historische Studien / Abteilung Bayerische Geschichte 17). Kallmünz/Opf. 2002.

27 Ingo Herklotz: Cassiano Dal Pozzo und die Archäologie des 17. Jahrhunderts. München 1999. – Henning Wrede: Die „Monumentalisierung der Antike“ um 1700. Ruppolding 2004.

28 Henning Wrede: Die Entstehung der Archäologie und das Einsetzen der neuzeitlichen Geschichtsbetrachtung. In: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulien (Hrsg.): Geschichtsdiskurs 2. Anfänge modernen historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1994, S. 95–119.

entstanden auf Grundlage der in den vorangegangenen Jahrhunderten von den Antiquaren zusammengetragenen Fülle von Artefakten und Informationen die drei methodischen Säulen Typologie, Stratigrafie und weitere Ausgrabungstechniken, die bis heute zwar nicht die alleinige, doch eine wichtige und unverzichtbare Basis jeder archäologischen Forschung darstellen.²⁹

3. *Geschichte versus Antiquarianismus: Klassische Archäologie oder „Archäologien“?*

Wie das Vorangehende zeigt, kann die Klassische Archäologie aufgrund ihrer Entwicklung nicht als „Spatenwissenschaft“ aufgefasst werden. Sicher gehören Ausgrabungen zu den wichtigen wissenschaftlichen Optionen, daneben existieren aber viele andere archäologische Untersuchungsansätze – etwa die Kunstarchäologie, die Urbanistik, kulturwissenschaftliche und religionsgeschichtliche Forschungsansätze und vieles mehr, wobei im Zentrum der Forschungsarbeit immer eine historische Frage steht und stehen muss.³⁰ Ebenso wird deutlich, dass andere „Archäologien“, wie etwa die Archäologie der Steinzeit, Kriegsarchäologie, Industriearchäologie, Schiffsarchäologie und so fort, im pluralistischen Sinne und somit zugespitzt definiert als historisch nicht eingegrenzte oder schwer fassbare, im Wesentlichen aber auf Grabungstechniken reduzierte Fächer erscheinen. Das resultiert daraus, dass wir es hier mit eher ahistorischen und dem Traditionsstrang des Antiquarianismus entwachsenen einzelnen Forschungsansätzen und -konzepten zu tun haben.³¹

Dagegen muss ab dem beginnenden 19. Jahrhundert ein beständig steigender wissenschaftlicher Einfluss der Klassischen Archäologie innerhalb der bis dahin philologisch dominierten Klassischen Altertumswissenschaften konstatiert werden. Über das Wirken von Wolf, Boeckh und Hirt, der 1810 in Berlin den ersten archäologischen Lehrstuhl besetzte, wurde die Entwicklung zum Universitätsfach „Klassische Archäologie“ durch die wissenschaftlichen Leistungen von Heyne, Müller, Gerhard sowie Ross getragen.³² Mit dieser zunächst als „archäologische Mode“ apostrophierten Entwicklung ging eine epochale wissenschaftliche Erweiterung von Text und Sprache hin zu Objekt und Bild einher. Hinzu kam eine zunehmende politische Bedeutung geopolitischer, also eben nicht „vaterländischer“ oder gar regionaler oder lokaler Motive und Ziele bei der Ausgrabung und Ausstellung der Funde. Das zeigt sich zum Beispiel an der Vorgeschichte der deutschen Ausgrabungen in Olympia.³³ Demgegenüber geriet das „vaterländische“ Altertum wissenschaftspolitisch ins Hintertreffen, hat regional gesehen aber immer noch eine große Bedeutung. Wenn wir uns den wissenschaftshistorischen Prozess der Herauslösung der später dominanten Klassischen Altertumskunde aus dem ehemals bestehenden engen Verhältnis zum „vaterländischen“ Altertum vor Augen halten, verlieren wir die Scheuklappen gegenüber der früheren Wechselbeziehung zwischen der Klassischen Altertumskunde und der „vaterländischen“ Archäologie.³⁴ In diesem Sinne war die Nürnberger Tagung ein Schritt in die Richtung eines schöpferischen Austausches der Vertreter von unterschiedlichen wissenschaftshistorischen Positionen.

29 Alain Schnapp: Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie. Stuttgart 2009.

30 Stephan Lehmann: Mit dem Rücken zur Geschichte? Zum Verhältnis von Klassischer Archäologie und Geschichte im Lichte des Berliner Kolloquiums „Posthumanistische Klassische Archäologie“. In: Thomas Brüggemann u.a. (Hrsg.): *Studia hellenistica et historiographica*. Festschrift für Andreas Mehl. Gutenberg 2010, S. 397–411.

31 Anders Manfred K. H. Eggert: *Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*, Tübingen, Basel 2006. – Siehe diesbezüglich die Rezension von Manuel A. Fernández-Götz. In: *Bonner Jahrbücher* 206, 2006, S. 293–295.

32 Hellmut Sichtermann: *Kulturgeschichte der Klassischen Archäologie*. München 1996. – Adolf H. Borbein: *Klassische Archäologie in Berlin vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. In: Willmuth Arenhövel (Hrsg.): *Berlin und die Antike. Architektur, Kunstgewerbe, Malerei, Skulptur, Theater und Wissenschaft vom 16. Jahrhundert bis heute*. Aufsätze. Berlin 1979, S. 99–150.

33 Michael Siebler: *Olympia. Ort der Spiele, Ort der Götter*. Stuttgart 2004. Ausführlich stellt Siebler die deutschen Ausgrabungskampagnen in Olympia während des 19. und 20. Jahrhunderts dar und geht dabei auf den kulturpolitischen Hintergrund ein.

34 Das Beispiel des Bremer Ausstellungskataloges (Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz. Bearb. von Sandra Geringer u.a. Ausst.Kat. Focke-Museum, Bremen. Stuttgart 2013) zeigt hinsichtlich des „vaterländischen Altertums“ eine schmerzliche Verkürzung der Forschungsgeschichte und eine einseitige Fokussierung auf die Geschichte der Erforschung der „Germanen“. Diese kann nur im Kontext mit den anderen historisch gewachsenen Forschungen zu den „Altertümern“ geleistet werden, wie etwa: Heiko Steuer (Hrsg.): *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 29)*. Berlin 2001.